

IDENTITÄTEN IN DER AMBIVALENZ DER POSTMODERNEN GESELLSCHAFT

Heiner Keupp

Vortrag beim 6. Benediktbeurer Herbstforum „... entweder – und ...“ Vom Umgang der Sozialen Arbeit mit unlösbaren Widersprüchen am 19.10.2002 in Benediktbeuren

In einem Aufsatz unter dem Titel "Positive Verunsicherung" schreibt der amerikanische Psychologe Gelatt:

"Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersagbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmaß, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Vergangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor (Gelatt 1989, S. 252).

"Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die *positive Unsicherheit* genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren, und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Die neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit" (1989, S. 252).

Die großen illusionären Hoffnungen der Moderne auf eine rational begründete, sichere und linear fortschreitende Welt scheinen sich tief in unsere Menschen- und Gesellschaftsbilder eingeknistert zu haben, sonst würden wir nicht so aufgeregt einen Tatbestand registrieren, der für die großen Vordenker in Philosophie, Soziologie oder Psychologie ein selbstverständlicher Ausgangspunkt ist: Die äußere wie die innere Welt ist widersprüchlich. Für Nietzsche, Marx oder Freud war diese Annahme so elementar, dass sie ihre gesamten Ideengebäude darauf aufgebaut haben. Und wir beginnen uns erst langsam dort wieder hinzutasten. Da haben unsere abendländische Kultur, die sog. industriell-technische Revolution und auch das christliche Credo: „Macht Euch die Erde untertan!“ synergetisch ein

Weltbild gezimmert, das bis hinein in die privaten Welten die Vorstellungen von der Möglichkeit, ja mehr noch, der Notwendigkeit einer „methodischen Lebensführung“ genährt hat. Sie sind zu Basisprämissen unseres Weltbildes geworden. Bei zwei Autoren kann man darüber besonders eindruckliche Analysen finden: Bei Stephen Toulmin und bei Zygmunt Bauman.

Für Toulmin, den Wissenschaftshistoriker, ist die zentrale Frage, warum die "skeptische Anerkennung der Vieldeutigkeit und die Bereitschaft, mit der Ungewissheit zu leben", die als "lebendige und geachtete Haltungen" bei den Humanisten prägend waren, innerhalb eines Menschenalters ihre Anerkennung verloren hat. Und warum diese ursprüngliche Haltung, die den endgültigen Bruch mit dem Mittelalter anzeigte, keine Chance hatte, der Moderne ihr Gepräge zu geben. Es kam zu einer allgemeinen Umschwung im "Meinungsklima" mit weitreichenden Konsequenzen für wissenschaftliches Denken: "... es war das Meinungsklima, das die Leser in den Jahren 1580 und 1590 skeptisch tolerant gegenüber Ungewissheit, Vieldeutigkeit und Meinungsvielfalt machte, aber dann so weit umschlug, daß nach 1640 oder 1650 eine skeptische Toleranz nicht mehr als respektabel galt".

Für einen Wissenschaftstheoretiker ist die Antwort Toulmins bemerkenswert: Das "moderne Weltbild", wie es vor allem Descartes vertreten hat, ist die philosophische Verarbeitung von "dreißig Jahren des Gemetzels im Namen der Religion". "Das >Streben nach Gewissheit< bei den Philosophen des 17. Jahrhunderts war kein bloßes Programm zur Konstruktion abstrakter und zeitloser theoretischer Schemata, die lediglich als Gegenstände reiner, distanzierter geistiger Betrachtung erdacht worden wäre. Es war vielmehr eine zeitgebundene Antwort auf eine bestimmte historische Herausforderung - auf das politische, gesellschaftliche und theologische Chaos, das sich im Dreißigjährigen Krieg niederschlug". Toulmin zeichnet von Descartes nicht das Bild eines Genies, das zeitlose Wahrheiten begründet hat, sondern das Bild eines Intellektuellen, der mit seinem Programm auf das Bedürfnis nach Glaubensgewissheit jenseits religiöser Sonderinteressen traf, die der Religionskrieg jeder Glaubwürdigkeit beraubt hatte.

Descartes sah in der logischen Notwendigkeit der Geometrie das Vorbild für den Weg, der zu Gewissheiten führen könnte. Er etablierte damit das rationalistische Baugerüst der Moderne, das die porös gewordenen religiösen Ansprüche universalistisch überwinden sollte und doch so etwas wie ein neues religiöses Fundament schuf. Sein kosmopolitischer Anspruch verdankt sich der Verbindung theologisch-politischer und wissenschaftlicher Erklärungsmuster und war bestimmt von dem Wunsch stabile Koordinaten zu gewinnen. Eine "Vergötzung von gesellschaftlicher Stabilität" (Toulmin) und intellektueller Sicherheit gingen Hand in Hand: "In dem sich die Moderne theoretische und praktische Aufgaben gestellt hat, die die tolerante, skeptische Haltung der Humanisten des 16. Jahrhunderts beseitigten und sich das Streben des 17. Jahrhunderts nach mathematischer Exaktheit und logischer Strenge, theoretischer Gewissheit und moralischer Reinheit zu eigen machten, begab sich Europa auf einen kulturellen und politischen Weg, der es zu seinen glänzendsten technischen Erfolgen und seinem schlimmsten menschlichen Versagen geführt hat".

Alles Uneindeutige in der äußeren und inneren Welt der Menschen widersprach dieser modernen Systemlogik. Auch die Psychologie, als spätes Kind dieser Moderne war von ihr geprägt und folgte der von Descartes gelegten Spur. Bis zu Freud hatte die Psychologie kein adäquates theoretisches Modell, um das Vieldeutige, Ambivalente, Polymorphe im menschlichen Erleben und Handeln zu benennen. "Die skeptische Anerkennung der Vieldeutigkeit und die Bereitschaft, mit der Ungewissheit zu leben", waren und sind auch der Psychologie keine "lebendigen und geachteten geistigen Haltungen" und das ist für Toulmin auf die ungebrochene Wirkmächtigkeit des cartesianischen Baugerüsts zurückzuführen.

Zygmunt Bauman, der Ende der 60er Jahre seine polnische Heimat in Reaktion auf massive antisemitische Ausfälle verlassen hat und seit dieser Zeit in England lebt, hat in verschiedenen Büchern seine Diagnose der Moderne entwickelt. Zwei seiner Bücher, "Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust" und "Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit", sind - neben weiteren Büchern - in deutscher Sprache erschienen. Bauman sieht die Moderne im "Krieg gegen Ungewissheit und Ambiguität des Beweismaterials".

Sie sucht und schafft Ordnung, die sich ihren eigenen Prinzipien fügt: "Eine ordentliche Welt ist eine Welt, in der man 'weiter weiß' (oder, was auf das Gleiche hinausläuft, in der man herauszufinden vermag - und zwar *mit Sicherheit* - wie es weiter geht), in der man die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses berechnen und diese Wahrscheinlichkeit erhöhen oder verringern kann". Die Moderne will "aufklären", Licht ins Dunkel bringen, das Chaos des Unverstandenen und Unberechenbaren überwinden. Sie führt einen "Kampf der Bestimmung gegen die Mehrdeutigkeit, der semantischen Präzision gegen Ambivalenz, der Durchsichtigkeit gegen Dunkelheit, der Klarheit gegen Verschwommenheit." Auch wenn die Denker der Moderne von der Annahme ausgingen, daß sie ein zunehmend vollständigeres Netz des gesicherten Wissens über die Welt legen könnten, sieht Bauman zugleich die Haltung, daß dieser Kampf nie endgültig gewonnen sei, es gibt allenfalls befestigte Linien, die eine relative Ruhe an der "Front" ermöglichen. Aber das "Andere der Ordnung" lauert: Es ist "das Miasma des Unbestimmten und Unvorhersagbaren. Das Andere ist die Ungewissheit, jener Ursprung und Archetyp aller Furcht, (...) undefinierbarkeit, Inkohärenz, Widersinnigkeit, Unvereinbarkeit, Unlogik, Irrationalität, Mehrdeutigkeit, Verwirrung, Unentscheidbarkeit, Ambivalenz". Ambivalenz ist der Skandal, den es zu vermeiden gilt.

Die Moderne ist aber nicht nur eine kognitive Haltung zur Welt, sondern ein interventionistisches Projekt. Die Gestaltung ihrer selbst, nach eigenen Vorstellungen; das ungeordnete bloße Dasein soll unter Kontrolle, in Schranken gehalten und gezügelt werden, aus Gestaltlosigkeit in eine absichtsvolle Form überführt werden. Ich denke, dass die meisten unserer psychologischen und sozialpädagogischen Konzepte bis heute von dieser Haltung bestimmt sind. Als Höhepunkt könnte man den Siegeszug des verbetriebswirtschaftlichten Denkens in der sozialen Arbeit ansehen, das alle Fragen zu Managementfragen erklärt. Da feiert ja das instrumentelle Denken der Moderne trotz aller postmodernen Einsichten fröhliche Urständ.

Dieses Denken bleibt hinter dem Reflexionsstand zurück, den die Krise der Moderne ermöglicht hat. Zygmunt Bauman hat ihn so zusammengefasst: "Und sobald erst einmal wahrgenommen worden ist, daß die Vielfalt der Lebensformen unreduzierbar ist und es un-

wahrscheinlich ist, daß sie konvergieren, werden sie nicht nur widerstrebend akzeptiert, sondern in den Rang eines höchsten positiven Wertes erhoben, der weder in eine Lebensform aufzulösen ist, welche auf Universalität zielt, noch durch eine Form degradiert wird, die nach universaler Herrschaft strebt. Die Postmoderne ist die Moderne, die die Unmöglichkeit ihres ursprünglichen Projekts eingestanden hat. Die Postmoderne ist die Moderne, die mit ihrer eigenen Unmöglichkeit versöhnt ist - und um jeden Preis entschlossen ist, damit zu leben. Die moderne Praxis dauert an - jetzt freilich befreit von dem Ziel, das sie einst ausgelöst hat."

Was ich bislang in einem eher philosophischen Diskurs aufgenommen habe, läßt sich in bezug auf die Identitätsthematik vertiefen.

VON GESCHLOSSENEN ZU DYNAMISCHEN IDENTITÄTSBILDERN

In dem hinter uns liegenden turbulenten Jahrhundert haben lange Zeit die Bilder vorgeherrscht, die Biographie und Identität, wenn sie als geglückt betrachtet werden sollten, als etwas Stabiles, Dauerhaftes und Unverrückbares aufzeigen sollten. Max Weber, der große Soziologe und Theoretiker der Moderne, hat uns ein Bild hinterlassen, in dem die Persönlichkeitsstruktur des modernen Menschen als ein "stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit" charakterisiert wird. Dieses Subjekt hat auf den ersten Blick wenig zu tun mit dem emanzipierten bürgerlichen Individuum, das an die Stelle der Traditionslenkung eigene Vernunftprinzipien setzt und sich jeder Fremdbestimmung widersetzt. Max Weber hat in seiner Religionssoziologie den faszinierenden Versuch unternommen, die Entstehung des Kapitalismus, vor allem seine soziokulturellen Lebensformen und seinen "geistigen Überbau" mit dem Siegeszug des Protestantismus in Verbindung zu bringen. Sozialpsychologisch spannend daran ist die Skizzierung eines Sozialcharakters, in dem die Grundhaltung der innerweltlichen Askese ihre Subjektgestalt erhielt. Es ist die normative Vorstellung vom rastlos tätigen Menschen, der durch seine Streben- und Regsamkeit die Gottgefälligkeit seiner Existenz beweisfähig zu machen versucht. "... wenn es köstlich gewesen ist, so ist Mühe und Arbeit gewesen", formuliert der 90. Psalm als Lebensphilosophie und drückt damit eine Haltung aus, die die abendländische Zivilisation geprägt und die in der protestantischen Ausformung als methodi-

sche Lebensführung ihre perfektteste Gestalt erhielt. Norbert Elias (1976) hat die Verinnerlichung dieser Grundhaltung treffend als "Selbstzwangapparatur" bezeichnet: Die Verinnerlichung der Affekt- und Handlungskontrolle. David Riesman (1958) sprach vom „innen-geleiteten Charakter“. Max Weber ist in der Wahl seiner Metapher für den so entstehenden Sozialcharakter noch drastischer. Er führte die Metapher vom "stahlharten Gehäuse der Hörigkeit" ein. Dieses Lebensgehäuse fordert bedingungs-lose Unterwerfung unter ein rigides Über-Ich. Das eigenständige kritische Ich hatte gegen die errichtete Gewissensinstanz nur geringe Autonomiespielräume. Die Aufstiegsperiode der kapitalistischen Gesellschaftsformation beruhte - sozialpsychologisch betrachtet - auf den Fundamenten des so erzeugten Charakterpanzers. Max Weber sprach von einem "mächtigen Kosmos der modernen Wirtschaftsordnung, der heute den Lebensstil aller einzelnen, die in dieses Triebwerk hineingebo- ren werden - nicht nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen - , mit überwältigendem Zwang bestimmt, vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist" (1963, S. 203).

Das Hineinwachsen in diese Gesellschaft bedeutete bis in die Gegenwart hinein, sich in diesem vorgegebenen Identitätsgehäuse einzurichten. Die nachfolgenden Überlegungen knüpfen an diesem Bild an und betonen, dass dieses moderne Identitätsgehäuse seine Passformen für unsere Lebensbewältigung zunehmend verliert, auch wenn "der letzte Zentner fossilen Brennstoffs" noch nicht "verglüht ist". Das erleben viele Menschen als Verlust, als Unbehaustheit, als Unübersichtlichkeit, als Orientierungslosigkeit und Diffusität und sie versuchen sich mit allen Mitteln ihr gewohntes Gehäuse zu erhalten. Fundamentalismen und Gewalt sind Versuche dieser Art. Sie können die vorhandene Chance nicht sehen, nicht schätzen und vor allem nicht nutzen, aus dem "Gehäuse der Hörigkeit" auszuziehen und sich in kreativen Akten der Selbstorganisation eine Behausung zu schaffen, die ihre ist. Als Akt der Befreiung feiert Vilem Flusser (1994, S. 71) diese Entwicklung: "... wir beginnen, aus den Kerkerzellen, die die gegenwärtigen Häuser sind, auszubrechen, und uns darüber zu wundern, es solange daheim und zu Hause ausgehalten zu haben, wo doch das Abenteuer vor der Tür steht". Flusser empfiehlt uns, auf stabile Häuser ganz zu verzichten und uns mit einem Zelt und leichtem Gepäck auf dieses Abenteuer einzulassen. Nicht ganz so

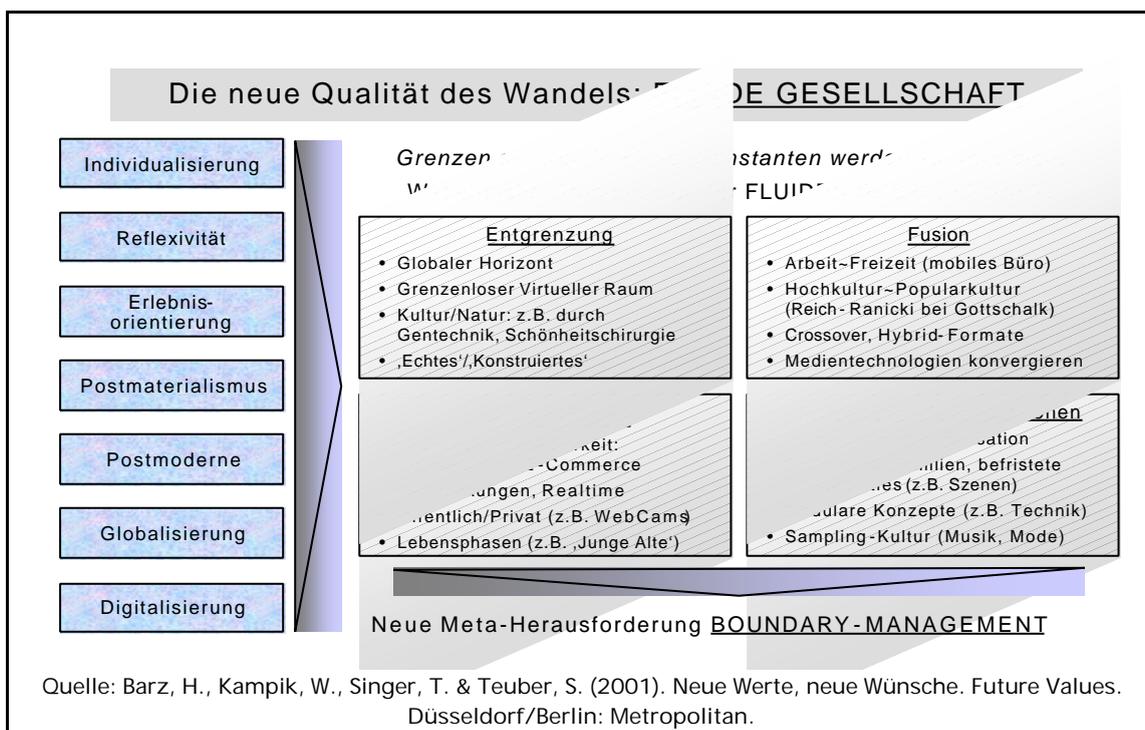
radikal sind die uns angebotenen Bilder, die uns als Konstrukteure und Baumeister unser eigenen Identitätsbehausungen zeigen.

ArchitektIn und BaumeisterIn des eigenen Lebensgehäuses zu werden, ist allerdings für uns nicht nur Kür, sondern zunehmend Pflicht in einer grundlegend veränderten Gesellschaft. Es hat sich ein tiefgreifender Wandel von geschlossenen und verbindlichen zu offenen und zu gestaltenden sozialen Systemen vollzogen. Nur noch in Restbeständen existieren Lebenswelten mit geschlossener weltanschaulich-religiöser Sinnggebung, klaren Autoritätsverhältnissen und Pflichtkatalogen. Die Möglichkeitsräume haben sich in einer pluralistischen Gesellschaften explosiv erweitert. In diesem Prozess stecken enorme Chancen und Freiheiten, aber auch zunehmende Gefühle des Kontrollverlustes und wachsende Risiken des Misslingens. Die qualitativen Veränderungen in der Erfahrung von Alltagswelten und im Selbstverständnis der Subjekte könnte man so zusammenfassen: Nichts ist mehr selbstverständlich so wie es ist, es könnte auch anders sein; was ich tue und wofür ich mich entscheide, erfolgt im Bewusstsein, dass es auch anders sein könnte und dass es meine Entscheidung ist, es so zu tun. Das ist die unauflösbare Reflexivität unserer Lebensverhältnisse: Es ist meine Entscheidung, ob ich mich in einer Gewerkschaft, in einer Kirchengemeinde oder in beiden engagiere oder es lasse.

Auf diesem Hintergrund verändern sich die Bilder, die für ein gelungenes Leben oder erfolgreiche Identitätsbildung herangezogen werden. Menschen hätten die festen Behausungen oder auch Gefängnisse verlassen: Sie seien „Vagabunden“, „Nomaden“ oder „Flaneure“ (so Bauman 1997). Die Fixierung an Ort und Zeit wird immer weniger. Es ist die Rede von der „Chamäleon-Identität“. Es wird die Metapher des „Videobandes“ bemüht (Bauman 1997, S. 133): „leicht zu löschen und wiederverwendbar“. Die postmodernen Ängste beziehen sich eher auf das Festgelegtwerden („Fixeophobie“, nennt das Bauman (1996, S. 22).

SIGNATUR DES GESELLSCHAFTLICHEN STRUKTURWANDELS

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist. In der Überschreitung bislang eingehaltener Grenzziehungen von Normalbiographien, Normalitäten und alltäglichen Selbstverständlichkeiten entstehen neue Arrangements und neue Kombinations- und Fusionsmöglichkeiten, die nicht mehr nach dem klassischen Muster sozialen Wandels folgen, nachdem Veränderungen zu einer großen Krise führen und mit deren Bewältigung auch wieder neue stabile und berechenbare Geschäfts- und Lebensgrundlagen. Die andauernde Verflüssigung erzeugt einen Zustand der permanenten Krisenhaftigkeit, die keine Verlaufskurve der Renormalisierung und der neuen Grenzmarkierung nimmt.



Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die gesellschaftlichen Lebensformen der Menschen heute prägen dann knüpfe ich an dem Gedanken des „disembedding“ (Giddens 1995) oder der Enttraditionalisierung an. Dieser Prozess lässt sich als tiefgreifende Individualisierung einerseits und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung

und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Peter Berger (1994, 83) spricht von einem "explosiven Pluralismus", ja von einem "Quantensprung". Seine Konsequenzen benennt er so: *"Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schicksal hin zur freien Entscheidung. (...) Auf's Ganze gesehen gilt ..., daß das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern das es auswählen muß. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten gibt, kann der Einzelne nicht mehr auf fest etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muß sich nolens volens für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden. (...) Sein Leben wird ebenso zu einem Projekt - genauer, zu einer Serie von Projekten - wie seine Weltanschauung und seine Identität"* (1994, 95).

Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen lassen sich sehr gut an der Entwicklung privater Haushalte aufzeigen (näheres dazu bei Glatzer 2001). Wir können eine stetige Verkleinerung der Haushalte und eine ungebremste Zunahme von Einpersonenhaushalten beobachten. Von 12 Millionen Haushalten um 1900 sind wir 100 Jahre später bei 31 Millionen Haushalten angelangt. Die Verkleinerung der durchschnittlichen Haushaltsgröße ist neben der Bevölkerungszunahme dafür vor allem verantwortlich, ein Prozess, der als Singularisierung der Lebensformen beschrieben werden kann. Um 1900 bestand ein Haushalt durchschnittlich aus 4,5 Personen, heute sind wir bei 2,2 Personen angelangt und die Fachleute halten diesen Trend für nicht gebremst. Vor allem die Anzahl der bewusst oder erzwungenermassen allein lebenden Personen nimmt weiter zu. 38% aller Haushalte sind Einpersonenhaushalte.

Individualisierung, Pluralisierung, Flexibilität und Mobilität gehören also immer mehr zu den Normalerfahrungen in unserer Gesellschaft. Sie beschreiben strukturelle gesellschaftliche Dynamiken, die die objektiven Lebensformen von Menschen heute prägen. Doch wir müssen in der Analyse noch einen Schritt weitergehen, wenn wir begreifen wollen, auf welchem Lebensgefühl die unterschiedlichen Vorstellungen vom guten Leben aufruhren.

In Berlin hat Jürgen Habermas am 5. Juni 1998 dem Kanzlerkandidaten der SPD im Kulturforum von dessen Partei eine großartige Gegenwartsdiagnose geliefert. Aus ihr will ich nur seine Diagnose eines „Formenwandels sozialer Integration“ aufgreifen, der in Folge einer „postnationalen Konstellation“ entsteht: „Die Ausweitung von Netzwerken des Waren-, Geld-, Personen- und Nachrichtenverkehrs fördert eine Mobilität, von der eine sprengende Kraft ausgeht“ (1998, S. 126). Diese Entwicklung fördert eine „zweideutige Erfahrung“: „die Desintegration haltgebender, im Rückblick autoritärer Abhängigkeiten, die Freisetzung aus gleichermaßen orientierenden und schützenden wie präjuduzierenden und gefangennehmenden Verhältnissen. Kurzum, die Entbindung aus einer stärker integrierten Lebenswelt entlässt die Einzelnen in die Ambivalenz wachsender Optionsspielräume. Sie öffnet ihnen die Augen und erhöht zugleich das Risiko, Fehler zu machen. Aber es sind dann wenigstens die eigenen Fehler, aus denen sie etwas lernen können“ (ebd., S. 126f.).

Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte.

Einer der interessantesten Analytiker der Gegenwartsgesellschaft ist Manuel Castells, der in einer großangelegten Analyse die gesellschaftliche Transformationen der Weltgesellschaft in den Blick genommen hat (Castells 1996; 1997; 1998). Er rückt die elektronische Kommunikationsmöglichkeiten ins Zentrum seiner Globalisierungstheorie. Sie hätten zum Entstehen einer „network society“ (so der Titel des ersten Bandes der Castells'schen Trilogie) geführt, die nicht nur weltweit gespannte Kapitalverflechtungen und Produktionsprozesse ermöglichen würde, sondern auch kulturelle codes und Werte globalisiert. Für Castells bedeutet „die Netzwerkgesellschaft eine qualitativen Wandel in der menschlichen Erfahrung“ (1996, S. 477): Die Konsequenzen der Netzwerkgesellschaft „breiten sich über den gesamten Bereich der menschlichen Aktivität aus und transformie-

ren die Art, wie wir produzieren, konsumieren, managen, organisieren, leben und sterben (Castells 1991, S. 138).“

Dieser mächtige neue Kapitalismus, der die Containergestalt des Nationalstaates demontiert hat, greift unmittelbar auch in die Lebensgestaltung der Subjekte ein. Auch die biographischen Ordnungsmuster erfahren eine reale Dekonstruktion. Am deutlichsten wird das in Erfahrungen der Arbeitswelt.

Einer von drei Beschäftigten in den USA hat mit seiner gegenwärtigen Beschäftigung weniger als ein Jahr in seiner aktuellen Firma verbracht. Zwei von drei Beschäftigten sind in ihren aktuellen Jobs weniger als fünf Jahre. Vor 20 Jahren waren in Großbritannien 80% der beruflichen Tätigkeiten vom Typus der 40 zu 40 (eine 40-Stunden-Woche über 40 Berufsjahre hinweg). Heute gehören gerade noch einmal 30% zu diesem Typus und ihr Anteil geht weiter zurück.

Kenneth J. Gergen sieht ohne erkennbare Trauer durch die neue Arbeitswelt den „Tod des Selbst“, jedenfalls jenes Selbst, das sich der heute allüberall geforderten „Plastizität“ nicht zu fügen vermag. Er sagt: „Es gibt wenig Bedarf für das innengeleitete, ‘one-style-for-all’ Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel. (...) Wie feiern jetzt das proteische Sein (...) Man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen sind endlos, Optionen allüberall und die Zeit ist eine knappe Ware“ (2000, S. 104).

In seinem vielbeachteten Buch „Der flexible Mensch“ liefert Richard Sennett (1998) eine weniger positiv gestimmte Analyse der gegenwärtigen Veränderungen in der Arbeitswelt. Der „Neue Kapitalismus“ überschreitet alle Grenzen, demontiert institutionelle Strukturen, in denen sich für die Beschäftigten Berechenbarkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Berufserfahrung sedimentieren konnten. An ihre Stelle tritt ist die Erfahrung einer (1) „*Drift*“ getreten: Von einer „langfristigen Ordnung“ zu einem „neuen Regime kurzfristiger Zeit“ (S. 26). Und die Frage stellt sich in diesem Zusammenhang, wie sich dann überhaupt noch Identifikationen, Loyalitäten und Verpflichtungen auf bestimmte Ziele entstehen sollen. Die fortschreitende (2) *Deregulierung*: Anstelle fester institutioneller Muster treten netzwerkarti-

ge Strukturen. Der flexible Kapitalismus baut Strukturen ab, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. "Netzwerkartige Strukturen sind weniger schwerfällig". An Bedeutung gewinnt die "Stärke schwacher Bindungen", womit gemeint ist zum einen, "dass flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, dass starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten" (S. 28). Die permanent geforderte Flexibilität entzieht (3) „festen Charaktereigenschaften“ den Boden und erfordert von den Subjekten die Bereitschaft zum „Vermeiden langfristiger Bindungen“ und zur „Hinnahme von Fragmentierung“. Diesem Prozess geht nach Sennett immer mehr ein begreifbarer Zusammenhang verloren. Die Subjekte erfahren das als (4) *Deutungsverlust*: „Im flexiblen Regime ist das, was zu tun ist, *unlesbar* geworden“ (S. 81). So entsteht der Menschentyp des (5) flexiblen Menschen: ein „nachgiebiges Ich, eine Collage von Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet - das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen, ungesicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen“ (S. 182). Lebenskohärenz ist auf dieser Basis kaum mehr zu gewinnen. Sennett hat erhebliche Zweifel, ob der flexible Mensch menschenmöglich ist. Die wachsende (6) *Gemeinschaftssehnsucht* interpretiert er als regressive Bewegung, eine „Mauer gegen eine feindliche Wirtschaftsordnung“ hochzuziehen (S. 190). „Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts 'aus sich machen zu können', das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen“ (S. 189 f.).

Eine skeptische Diagnose, die hier Sennett abliefert.

BEFINDLICHKEITEN IN DER POSTMODERNEN GESELLSCHAFT

Wie hat sich der Alltag der Menschen in den letzten Jahrzehnten verändert? Ich werde zehn Erfahrungskomplexe ansprechen:

1. *Die Erfahrung der "Entbettung" oder eine "ontologische Bodenlosigkeit"*. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen die individuelle Lebensführung in einen stabilen kulturellen Rahmen von verlässlichen Traditionen "eingebettet" wird, der Sicherheit, Klarheit, aber auch hohe soziale Kontrolle vermittelt und es gibt Perioden der "Entbettung" (Giddens 1997, S. 123), in denen die individuelle Lebensführung wenige kulturelle Korsettstangen nutzen kann bzw. von ihnen eingezwängt wird und eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden müssen. Viele Menschen erleben das als "ontologische Bodenlosigkeit". Gerade in einer Phase gesellschaftlicher Modernisierung, wie wir sie gegenwärtig erleben, ist eine selbstbestimmte "Politik der Lebensführung" unabdingbar.

2. *Entgrenzung der individuellen und kollektiven Lebensmuster*. Bezogen auf die Grundkompetenzen, die Heranwachsende in einer posttraditionalen Gesellschaft benötigen, stellt Helmut Fend (1988, S. 296) heraus, dass „Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert (sein) als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten". Die Schnittmuster, nach denen Menschen sich biographisch entwerfen und ihr Leben verwirklichen sollten, haben ihre Prägekraft verloren. Die Tugend des klugen Arrangements mit den vorgegebenen Normen verlieren in einer „multioptionalen Gesellschaft“ an Normalitätswert. Die noch eine Generation früher geteilten Vorstellungen von Erziehung, Sexualität, Gesundheit, Geschlechter- oder Generationenbeziehung verlieren den Charakter des Selbstverständlichen.

3. *Erwerbsarbeit als Basis der Identitätsbildung wird brüchig*. Die industriell-kapitalistische Gesellschaft hat vor allem durch die Arbeit eine verlässliche "Einbettung" ermöglicht. Aber die vorhandene Erwerbsarbeit wird weniger und damit wird es auch immer mehr zu einer Illusion, alle Menschen in die Erwerbsarbeit zu integrieren. Die psychologischen Folgen dieses Prozesses sind enorm, gerade in einer Gesellschaft, in der die Teilhabe an der Erwerbsarbeit über Ansehen, Zukunftssicherung und persönliche Identität entscheidet.

4. *Fragmentierung von Erfahrungen.* Die wachsende Komplexität von Lebensverhältnissen führen zu einer Fülle von Erlebnis- und Erfahrungsbezügen, die sich aber in kein Gesamtbild mehr fügen. Diese Erfahrungssplitter sind wie Teile eines zerbrochenen Hohlspiegels. Wir haben meist keine andere Chance, als sie unverbunden nebeneinander stehen zu lassen. Es sind hohe psychische Spaltungskompetenzen gefordert, um nicht verrückt zu werden. Es entsteht eine "multiphrene Situation" als Normalphänomen (Gergen 1991). Aber wir sind nicht nur vielfältig zerspalten, zerrissen und unfähig, aus den Erfahrungen wieder einen in sich stimmigen Erlebniskosmos zu konstruieren. In gewisser Weise machen wir jeden Tag multikulturelle Erfahrungen, die auch einen Reichtum ausmachen, die eindimensionale Bewusstseinshorizonte überschreiten, die ein Gefühl für den Wert von Heterogenität vermitteln.

5. Hinzu kommen Entwicklungen, deren allgemeine Konsequenzen für alltägliche Lebenswelten und die Subjektkonstitution noch schwer prognostizierbar sind. Hier meine ich vor allem die *Entstehung von "virtuellen Welten" und "virtuellen Gemeinschaften"*, die die weltweite Vernetzung computergebundener Kommunikationswege eröffnen (Rheingold 1994). Sie fördern den Zweifel an dem einen "Realitätsprinzip".

6. Unser *Zeitempfinden*, die subjektiven Bezüge zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verändert sich in charakteristischer Weise. Lübbe spricht von der Erfahrung der "Gegenwartsschrumpfung". Der Grund dafür liegt in einer Innovationsverdichtung, die die "Halbwertszeiten" des aktuell geltenden Wissens ständig verringert. "Der hier gemeinte Effekt ist, dass komplementär zur Neuerungsrate zugleich die Veraltensrate wächst. Die kulturellen Folgen dieser fortschrittsabhängig zunehmenden Veraltensgeschwindigkeit sind erheblich. In einer dynamischen Zivilisation nimmt die Menge der Zivilisationselemente zu, die noch gegenwärtig sind, aber über die sich schon die Anmutungsqualität der Gestrigkeit oder Vorgestrigkeit gelegt hat. Anders ausgedrückt: In einer dynamischen Zivilisation nimmt die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen zu" (Lübbe 1994, S. 56).

7. *Pluralisierung von Lebensformen und Milieus* führen zu einer schier unendlichen Fülle von Alternativen. Peter Berger (1994, 83) spricht von einem "explosiven Pluralismus", ja von einem "Quantensprung". Seine Konsequenzen benennt er so: "*Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schicksal hin zur freien Entscheidung.* (...) Aufs Ganze gesehen gilt ..., dass das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern das es auswählen *muss*. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten gibt, kann der Einzelne nicht mehr auf fest etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muss sich nolens volens für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden. (...) Sein Leben wird ebenso zu *einem Projekt* - genauer, zu einer Serie von Projekten - wie seine Weltanschauung und seine Identität" (1994, 95).

8. Eine besondere Veränderungsdynamik folgt aus der *Veränderung der Geschlechterrollen*. Die Frauenbewegung hat einen Bereich gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten aufgebrochen, der die alltägliche Ordnung der Dinge in besonderer Weise steuerte. In Frage stehen die klassische Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, von Innen und Außen. Die häuslichen Arrangements von Arbeitsteilung, Kindererziehung oder Sexualität werden Themen in politischen Arenen. Bei der Suche nach Identitäten als Männer und Frauen werden einerseits schmerzlich die tief eingeschliffenen traditionellen Muster spürbar und sie sind oft genug nicht zu überwinden; andererseits eröffnen sich offene Horizonte der Konstruktion neuer und weniger starrer Identitäten.

9. *Individualisierung im Widerspruch von Egozentrierung und selbstbestimmten Gemeinschaftserfahrungen*. In den westlichen Gesellschaften zerbrechen sich BürgerInnen und WissenschaftlerInnen den Kopf über den sozialen "Kitt", der jene sich allmählich neu herausbildenden gesellschaftliche Systeme zusammenhalten könnte (Keupp 1997). Bisher waren das Strukturen der Tradition, des Zwangs, der Ab- und Ausgrenzung; gemeinsame religiöse Bindungen; also die Regulative der Moderne. All' diese Mechanismen verlieren an Bindekraft, Verbindlichkeit und Überzeugungskraft. In der politischen Arena wird die Solidargemeinschaft bereits als gefährdetes Gut diskutiert, gefährdet durch eine sich immer stärker

durchsetzende "Ego-Gesellschaft". Diese Analysen fallen oft sehr einäugig aus und gehen von dem rückwärtsgewandten Modell der amerikanischen Geschichte aus, das wir bei Tocqueville beschrieben finden. Dass eine Gesellschaft, die sich im Sinne des liberalistischen Modells vollständig auf die gesellschaftliche Regulationskraft der auf den Markt getragenen individuellen Einzelinteressen verlässt, eine Ego-Gesellschaft ohne Gemeinschaftsverantwortung und -engagement werden kann, ist natürlich kaum zu bestreiten. Wir haben gesellschaftliche Segmente, in denen sie sich bereits etabliert hat, aber Individualisierung ist nicht per se mit der Entwicklung einer Ego-Kultur identisch. Im Gegenteil! Es gibt genug empirische Hinweise auf hohe Solidaritätspotentiale.

10. *Der Verlust des Glaubens an die "Meta-Erzählungen" und die individualisierten Sinn-Bastler.* Die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung verlieren an Bedeutung. Sie können die Erfahrungsvielfalt und den Pluralismus von Deutungen nicht mehr ohne weiteres aus dem Feld schlagen. Die großen Deutungssysteme, deren Anspruch ja auf nichts geringeres zielte als auf eine Erklärung dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, haben sich entweder im Alltag auf teilweise entsetzliche Weise selbst diskreditiert bzw. ziehen sich bescheidener werdend zurück.

Vielleicht ist es sinnvoller, das "Ende der Meta-Erzählungen" weniger als den Zusammenbruch des Glaubens an innere Zusammenhänge unserer Welt zu begreifen, sondern eher als das Ende der etablierten Deutungsinstanzen. Der einzelne ist der Konstrukteur seines eigenen Sinnsystems und das enthält durchaus Materialien der traditionellen Sinninstitutionen.

Die verallgemeinerbare Grunderfahrung der Subjekte in den Ländern des globalisierten Kapitalismus ist die "ontologische Bodenlosigkeit", eine radikale Enttraditionalisierung, der Verlust von unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten, übernehmbaren Identitätsmustern und normativen Koordinaten. Subjekte erleben sich als Darsteller auf einer gesellschaftlichen Bühne, ohne dass ihnen fertige Drehbücher geliefert würden. Genau in dieser Grunderfahrung wird die Ambivalenz der aktuellen Lebensverhältnisse spürbar. Es klingt natürlich für Subjekte verheißungsvoll, wenn ihnen vermittelt wird,

dass sie ihre Drehbücher selbst schreiben dürften, ein Stück eigenes Leben entwerfen, inszenieren und realisieren könnten. Die Voraussetzungen dafür, dass diese Chance auch realisiert werden können, sind allerdings bedeutend. Die erforderlichen materiellen, sozialen und psychischen Ressourcen sind oft nicht vorhanden und dann wird die gesellschaftliche Notwendigkeit und Norm der Selbstgestaltung zu einer schwer erträglichen Aufgabe, der man sich gerne entziehen möchte. Die Aufforderung, sich selbstbewusst zu inszenieren, hat ohne Zugang zu der erforderlichen Ressourcen, etwas zynisches.

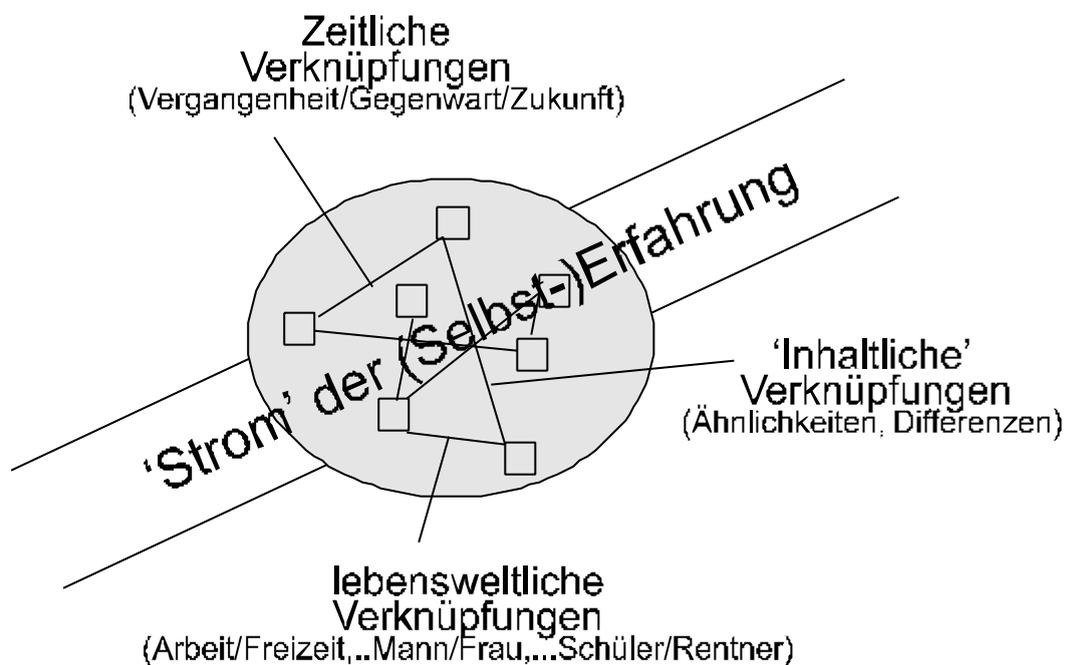
Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier meine thesenartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellem Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen der individuellen Lebensführung die bis dato stabilen kulturellen Rahmungen abhanden kommen und sich keine neuen verlässlichen Bezugspunkte der individuellen Lebensbewältigung herausbilden. Gegenwärtig befinden wir uns in einer solchen Phase.

Meine These bezieht sich genau darauf:

Ein zentrales Kriterium für Lebensbewältigung bildet die Chance, für sich ein innere Lebenskohärenz zu schaffen. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.

Bei seinem Versuch, das Wesen der Psychose zu erfassen, hat Manfred Bleuler eine passende Formulierung für die Passungsaufgaben von Identitätsarbeit gefunden: "Es geht im Leben darum, dass wir die verschiedenen, oft sich widersprechenden inneren Strebungen har-

monisieren, so dass wir ihrer Widersprüchlichkeit zum Trotz ein Ich, eine ganze Persönlichkeit werden und bleiben. Gleichzeitig haben wir uns damit auseinanderzusetzen, dass unsere äußeren Lebensverhältnisse nie den inneren Bedürfnissen voll entsprechen, dass wir uns an Umwelt und Realität anzupassen haben" (1987, S. 18). Die Psychose ist für Bleuler ein Zeichen dafür, dass ein Subjekt vor der Anforderung kapituliert hat "die Harmonisierung seiner inneren Welt und um seine Anpassung an die äußere Welt zu schaffen" (S. 18f.). Dieses Modell des Scheiterns zeigt im Umkehrschluss, was Identitätsarbeit im Sinne dieser kontinuierlichen Passungsarbeit zu leisten hat.



Identitätsarbeit hat eine innere und äußere Dimension. Eher nach außen gerichtet ist die Dimension der *Passungsarbeit*. Unumgänglich ist hier die Aufrechterhaltung von *Handlungsfähigkeit* und von *Anerkennung* und Integration. Eher nach ,innen', auf das Subjekt, bezogen ist *Synthesearbeit* zu leisten, hier geht es um die subjektive Verknüpfung der verschiedenen Bezüge, um die Konstruktion und Aufrechterhaltung von *Kohärenz* und *Selbstanerkennung*, um das Gefühl von *Authentizität* und *Sinnhaftigkeit*.

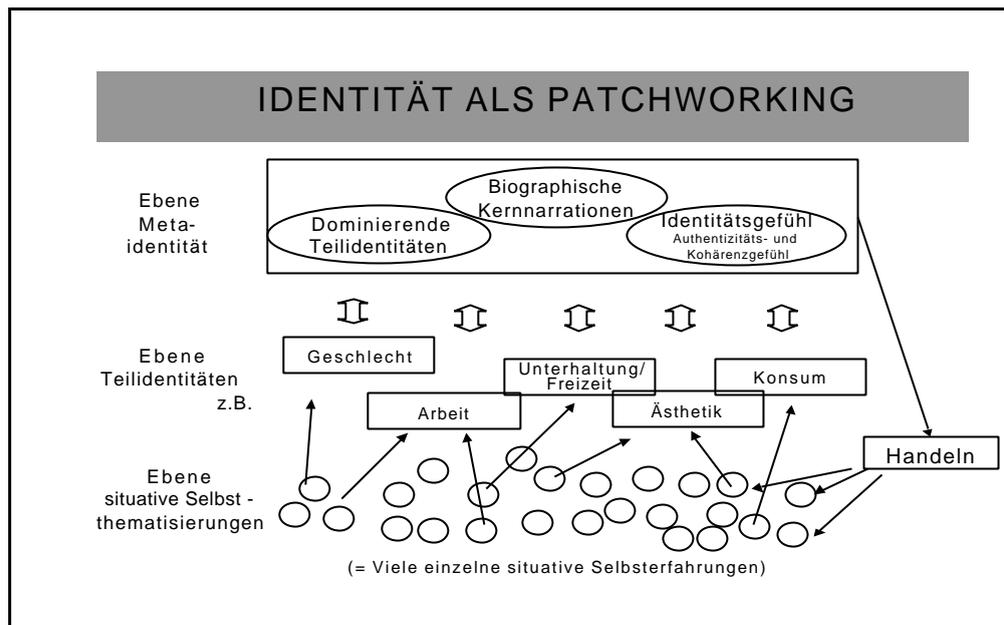
Kohärenz und Authentizität, Anerkennung und Handlungsfähigkeit sind nach unserer Einsicht unhintergehbare Modi alltäglicher Identitäts-

tätsarbeit, sie sind existenziell. Sie können außerdem als wichtige Indizien für eine ‚gelungene Identität‘ bezeichnet werden.

Zum Verständnis alltäglicher Identitätsarbeit sind weiterhin noch zwei Perspektiven relevant. Zum einen: Die konkrete Ausgestaltung von Identität hängt von den individuellen, den materiellen und sozialen *Ressourcen* der Person ab. Zum anderen: Identität ist nicht nur Handlung, sondern auch Text - also die Erzählung seiner selbst, eine *Selbstnarration*. Selbstnarration ist der erzählerische Prozess, in dem Subjekte sich selbst verstehen, anderen mitteilen und so ihren narrativen Faden in das Gesamtgewebe einer Kultur, die auch eine Erzählung ist, einweben.

In unserem eigenen Modell (Keupp et al. 2002) lässt sich der innere Zusammenhang der genannten Prozesse darstellen. Kohärenz und Authentizität, Anerkennung und Handlungsfähigkeit sind nach unserer Einsicht unhintergehbare Modi alltäglicher Identitätsarbeit, sie sind existenziell. Sie können außerdem als wichtige Indizien für eine ‚gelungene Identität‘ bezeichnet werden.

Zum Verständnis alltäglicher Identitätsarbeit sind weiterhin noch zwei Perspektiven relevant. Zum einen: Die konkrete Ausgestaltung von Identität hängt von den individuellen, den materiellen und sozialen *Ressourcen* der Person ab. Zum anderen: Identität ist nicht nur Handlung, sondern auch Text - also die Erzählung seiner selbst, eine *Selbstnarration*. Selbstnarration ist der erzählerische Prozess, in dem Subjekte sich selbst verstehen, anderen mitteilen und so ihren narrativen Faden in das Gesamtgewebe einer Kultur, die auch eine Erzählung ist, einweben.



Schema 2: Identität als Patchworking

Zusammenfassend läßt sich Identitätsarbeit in der Gegenwartsgesellschaft als ein permanenter Prozess der Verknüpfung und Balancierung von inneren Subjektansprüchen und der jeweiligen Gegenwartswelt ansehen:

Identitätsmanagement als Vermittlung von Innen und Außen

- **Identitäts-Basis:** Grundlegend für die eigene Identität bleibt weiterhin das Herstellen eines kohärenten Selbstbildes im Inneren sowie Anerkennung und Handlungsfähigkeit nach Außen.
- **Das Multioptions-Ich,** die fragmentierte Persönlichkeit hat den Glauben an eine fixe Identität verloren. Offenheit, Wandel, Flexibilität und Metamorphosen werden selbstverständlicher, vormals festgefügte Weltbilder und Grundsätze verflüssigen sich.
- **Flexible Anpassungsstrategien** sind angesichts eines weitgehenden Kontrollverlustes, fehlender Sicherheit hinsichtlich der eigenen Zukunft, der Gleichzeitigkeit von Trends und Retro-Trends notwendig.
- **Aber gleichzeitig: Ideal der Stimmigkeit und Suche nach dem „Eigenen“:** Der hohen Veränderungsdynamik in der Außenwelt entspricht im Inneren ein ständiges Sondieren und Sortieren nach der Frage: „Ist es meines oder nicht meines?“ („Mein Ding“, „Meine Welt“)
- **Unverändert hohe Bedeutung von Authentizität, Kontinuität und Kohärenz:** Aber nicht im essenzialistischen Sinne (das „wahre“ Selbst, der feste Kern), sondern als *Prozessqualität* und Versuch einen *inneren Sinnzusammenhang* zu schaffen.
- **Populäre Orientierungen** sind: das eigene Leben als *Projekt*, bzw. eine Serie von Projekten, und/oder als (offenes) *Gesamtkunstwerk*.
- **„Selbst-Erfindung“** wird in der individualisierten Gesellschaft zur Herausforderung, Chance und Risiko.

IDENTITÄTSNARRATIONEN: WER ERZÄHLT MIR, WER ICH BIN?

Die klassischen Drehbücher haben ihre Passform für die heutige Zeit weitgehend verloren. Sie können kaum mehr zur individuellen Kohärenzherstellung herangezogen werden. Unsere Identitätserzählungen können nur noch begrenzt aus ihnen schöpfen. Aber Identität lebt nach wie vor in zentraler Weise von Erzählungen. Das ist ein Gedanke, der in der Identitätsforschung an Bedeutung gewinnt. Den Grundgedanken der narrativen Identität hat Heiko Ernst so zusammengefasst: "Erzählungen und Geschichten waren und bleiben die einzigartige menschliche Form, das eigene Erleben zu ordnen, zu bearbeiten und zu begreifen. Erst in einer Geschichte, in einer geordneten Sequenz von Ereignissen und deren Interpretation gewinnt das Chaos von Eindrücken und Erfahrungen, dem jeder Mensch täglich unterworfen ist, eine gewisse Struktur, vielleicht sogar einen Sinn" (Ernst 1996, S. 202).

Identität könnte man als erzählende Antworten auf die Frage "Wer bin ich?" verstehen. In diesen Antworten wird subjektiver Sinn in Bezug auf die eigene Person konstruiert. Doch wir sind nicht nur AutorInnen unserer Erzählungen, sondern wir finden kulturelle Texte immer schon vor, Lebensskripte, in die wir unsere persönlichen Erzählungen unterbringen. Man könnte in dem medial vermittelten Erzählpanorama der Postmoderne zwei große Gruppen von Narrationen unterscheiden, die dem einzelnen die Last abnehmen wollen, den mühsamen Weg zu einer eigenen Geschichte anzunehmen. Ich nenne sie die „proteische Narration“ und die „fundamentalistische Narration“ und möchte für jene ein Beispiel bringen.

(1) DIE PROTEISCHE VISION: DER SUBJEKT ALS OBERFLÄCHENGESTALTER

Die flinken Chefideologen der "schönen neuen Welt" konstruieren das Subjekt, das die Wirtschaft der Zukunft braucht. David Bosshart (1995) vom Gottlieb Duttweiler Institut in Rüschlikon bei Zürich meldete sich kürzlich mit einem Artikel *Die Neuerfindung des Menschen* zu Wort, in dem er sich auf die aktuelle Identitätsforschung bezieht. Von dem alteuropäischen Personideal des durch "persönliche Tiefe" gekennzeichneten stabilen Charakters, das sich wohl noch immer in manchen Chefetagen hält, setzt er sich polemisch ab: "Sich persön-

lich fit zu machen wird nicht mehr heißen, ein starkes Ich zu entwickeln, sondern in virtuellen Beziehungen zu leben und multiple Identitäten zu pflegen. Das heißt: Ich setze nicht mehr auf einen persönlichen 'Kern' und suche ihn, sondern ich trainiere mir die Fähigkeit an, mich nicht mehr definitiv auf etwas festzulegen. Damit bleibe ich fit für neue Wege. Metaphorisch gesprochen: *Statt in die Tiefe gehe ich in die Breite*. Ich werde zum Oberflächengestalter, ich gestalte mit meinen Stilen, torsohaften Charakteren und Identitäten Oberflächen. (...) Dreh- und Angelpunkt der persönlichen Fitness ist nicht mehr der Aufbau einer eigenen, stabilen Identität, sondern das Vermeiden des Festgelegtwerdens" (S. 147 f.). "Fitness ist der große Trend", auf den wir uns in allen Lebensbereichen einzustellen haben und diese Haltung ist sowohl für den "Wirtschaftsstandort" wie für die persönlichen Lebenschancen ausschlaggebend: "In gesättigten, enger werdenden Märkten entscheidet die Corporate Fitness, der 'fitte' Umgang mit schnell wechselnden Strukturen, Werten und Kontexten" (S. 140). Neben "mentaler Fitness" kommt es natürlich auf ein "Body Management" an, das die Störanfälligkeit des Körpers möglichst ausschaltet. Er wird als "Wetware" ("menschliche Körper aus Fleisch, Knochen und Flüssigkeiten) bezeichnet, die keinesfalls vernachlässigt werden darf, aber nur um sie als "ärgerliches Randphänomen, das Kosten verursacht" zu "eliminieren" (S. 149). Es gibt auch eine "Fitness der Geschlechter". Darunter versteht er unter Bezug auf Judith Butler u.a. das "Ende des Geschlechterzwangs". Nun sei "es möglich, eine optimale Mischung des Weiblichen und Männlichen jenseits einer auf ein bestimmtes Geschlecht bezogenen Ableitung von Ressourcen und Fähigkeiten zu erreichen" (S. 153).

Das gesamte menschliche Handeln wird von einer *diffus-universellen Leistungsbereitschaft* bestimmt. Zygmunt Bauman (1995) hat sich kürzlich Gedanken zum gegenwärtigen Fitness-Kult gemacht: "Fitness - die Fähigkeit, sich schnell und behende dorthin zu bewegen, wo etwas los ist und jede sich bietende Möglichkeit für neue Erfahrungen zu ergreifen - hat Vorrang vor *Gesundheit* - der Vorstellung, dass es so etwas wie Normalität gibt, die man stabil und unversehrt hält" (S. 10).

"Nicht mehr das Streben nach Normerfüllung und Konformität macht also die Anstrengung unseres Lebens aus; vielmehr handelt es sich

um eine Art Meta-Anstrengung, die Anstrengung, fit - gut in Form - zu bleiben, um sich anzustrengen. Die Anstrengung, nicht alt und rostig und verbraucht zu werden; an keinem Ort zu lange zu bleiben; sich die Zukunft nicht zu verbauen" (S. 12).

Die Fitness-Narration, die uns allüberall begegnet, scheint wenig zur Förderung von Lebenssouveränität beizutragen, sondern eher den Typus der flexiblen Anpassung an äußere Standardisierungen, die immer häufiger wechseln und sich nicht mehr in einem fixen Typus kristallisieren. In diese Richtung entstehen neue normative Modelle, an deren Etablierung sich auch SozialwissenschaftlerInnen längst beteiligen. John Seel (1998, S. 39) formuliert zwei Annahmen, die für ihn quasi „postmoderne Axiome“ darstellen: (1) „Das Selbst ist unbestimmt; jedes Selbst ist möglich“ und (2) „der Prozess der Selbst-Schöpfung ist niemals beendet“. Ernest Gellner (1996) hat diesen „neuen Menschen“ als den „modularen Menschen“ beschrieben. Er greift damit auf eine Metapher aus der Möbelindustrie zurück, in der sich die Entwicklung von einem massiven Holzschrank immer mehr zu einem modularen Einrichtungssystem entwickelt das, in dem beliebig Teile angebaut und ausgetauscht werden können. Der modulare Mensch ist kein stabiler, fertiger Charakter, sondern stellt ein „Wesen mit mobilen, disponiblen und austauschbaren Qualitäten dar“ (Bauman 1999b, S. 158). Hier zeichnet sich jener Menschentypus ab, der in einer „Netzwerk-Gesellschaft“ funktional ist.

Zygmunt Bauman (1999a) mag diesen funktionalen Menschentypus nicht feiern. Er sieht ihn voller Skepsis: „Wie alles andere zersplittert auch das Selbstbild des Menschen in eine Ansammlung von Schnappschüssen, deren jeder seine eigene Bedeutung beschwören, enthalten und ausdrücken muss, meist ohne Beziehung zu anderen Momentaufnahmen. Statt seine Identität schrittweise und geduldig aufzubauen, wie man ein Haus errichtet - durch allmähliches An- und Ausbauen von Böden, Decken, Zimmern und Durchgängen - , experimentiert man mit einer Reihe von 'Neuanfängen', mit kurzfristig montierten, leicht wieder zu demontierenden Erscheinungsformen, die einfach übereinandergemalt werden: einer *Palimpsest-Identität*“ (S. 48). Es wird die Metapher des „Videobandes“ bemüht (Bauman (1997, S. 133): „leicht zu löschen und wiederverwendbar“.

DIE ERZÄHLUNG VON DEN "EWIGEN WAHRHEITEN MENSCHLICHER EXISTENZ": DAS "FUNDAMENTALISTISCHE SELBST"

Was treibt Tausende von Psychofachleuten in die großen Hörsäle von Univer-sitäten, um einem 70-jährigen ehemaligen katholischen Ordenspriester bei seinen familientherapeutischen Schnellschüssen von 10 bis 20 Minuten zu lauschen und zuzusehen? Welche faszi-nierende Erzählung hat Bert Hellinger zu bieten? Es ist die von un-erschütterlicher Gewissheit getragene Erzählung von der unverrück-baren Ordnung der Dinge. Da gibt jemand eindeutige Antworten und er strahlt in unbeirrbarer Sicherheit einen Habitus aus, den man in einem einfachen und klaren Satz unterbringt: "Ich weiß, dass es so ist". Er spricht^{*)} von der "Wahrheit" und dem "Richtigen" und immer wieder davon, dass er Wahrheit "herausgefunden" hätte. Er sieht "Ordnungen, die heilend in der Seele wirken". Eine dieser Ordnungen ist die Ehre und Liebe, die Kinder ihren Eltern entgegenzubringen haben, auch wenn sie von ihnen misshandelt und missbraucht wor-den sein sollten. "Wenn man den Eltern Ehre erweist, kommt etwas tief in der Seele in Ordnung". Die "Ursprungsordnung" in den Famili-en muss anerkannt werden: "Wer oder was zuerst in einem System da war, hat Vorrang vor allem, was später kommt" und natürlich hat auch das Geschlechterverhältnis seine Urform: "Der Mann muss Mann bleiben, die Frau muss Frau bleiben. Denn wenn der Mann das Weibliche in sich zu entwickeln sucht, dann ist das nicht richtig und umgekehrt". Was für eine Botschaft in einer Welt, in der in den letz-ten Jahren traditionelle Geschlechterrollen "dekonstruiert" werden: Strampelt Euch an dieser Front nicht ab, die Ordnung der Dinge könnt Ihr doch nicht verändern und lasst Euch keine Emanzipations-flausen einreden, sie machen Euch nur unglücklich. Hellinger sieht auch gar keinen Grund für grundlegende Revisionen der bestehen-den Welt: "Ich stimme der Welt zu, wie sie ist. Ich bin ganz zufrieden damit. Ich denke, dass in der Welt Kräfte am Werk sind, die lassen sich nicht steuern."

Leid tun Bert Hellinger alle, die die Welt verändern wollen. Wider-stand gegen diese Kräfte ist sinnlos. Das exemplifiziert er am anti-faschistischen Widerstand: "Was war das Ergebnis des Widerstandes?"

^{*)} in einem Interview mit *Psychologie heute* vom Juni 1995, S. 22 - 26, aus dem im weiteren Text Formulierungen aufgenommen werden.

Er war gleich Null. Das zeigt, dass Widerstandskämpfer nicht im Einklang waren. Das waren Leute, die gemeint haben, sie könnten das Rad der Geschichte aufhalten. Das geht nicht".

Bert Hellinger ist für mich der C.G.Jung der Postmoderne. Wie dieser formuliert er unhintergehbare Wahrheiten, die durch keine historischen Dynamiken relativiert werden können. Doch er liefert sie in einer schnell konsumierbaren Nescafé-Version: In weniger als einer halben Stunden ist das Lösungsmuster entwickelt. Bei C.G.Jung ist das alles viel aufwendiger. Die Gefährlichkeit der Unterstellung solcher ewigen "Wahrheiten" hat schon sehr früh John Rittmeister kritisiert. Er war Mitglied der Widerstandsruppe "Rote Kapelle", stand als einziger Psychoanalytiker im aktiven Widerstand gegen das NS-Regime und verlor dabei sein Leben. Zunächst war er Schüler von C.G.Jung. Doch in seinem politischen Engagement gegen ein menschenfeindliches Regime sah er die gefährliche Mystizismen des Jungschen Ideenhimmels immer deutlicher. 1936 spricht er von "dem Hochmut ... esoterischer Ideenschau" (S. 952) auf die "eigenmächtig-präexistenten, idealen Wesenheiten" (S. 940). Der Patient der Jungschen Therapie sei nach Rittmeister "gewöhnlich ganz vollgesaugt und aufgebläht mit mythologischen Fantasiegestalten, aber am Ende (wird er) doch ganz klein vor den Allgewalten der kollektiv-unbewussten Sphäre, um schließlich vor der Archäologie ganzer Jahrtausende auf die Knie zu sinken" (S. 938).

Bei Jung wie bei Hellinger wird das "leere Selbst" mit "Wahrheiten", mit zeitlos gültigen Geschichten abgefüllt. Sie brauchen sich nicht in der komplizierten realen Welt bewähren und ermutigen nicht, sich mit ihr auseinanderzusetzen und seine eigene Geschichte zu erzählen.

LEBEN MIT "RISKANTEN CHANCEN": WELCHE KOMPETENZEN ZUR LEBENSBEWÄLTIGUNG BRAUCHEN MENSCHEN IN DER POSTMODERNEN GESELLSCHAFT?

Lässt sich angesichts der beschriebenen Individualisierungsprozesse in einer zunehmend pluralisierten und fragmentarisierten sozialen Welt überhaupt etwas allgemein Gültiges, etwas Modellhaftes zur Konstruktion von Identität sagen? Und was sollte als Maßstab genommen werden, anhand dessen man Identitätsarbeit als gelungen

bezeichnen könnte? Methodologisch und moralisch wäre es mehr als fragwürdig, hier einen „objektiven“ Maßstab anzunehmen, der in irgendeiner Weise das Definitionsmonopol des Subjektes über sein Lebens-Glück und seinen Lebens-Sinn in Frage stellen wollte

Gelungene Identität ermöglicht dem Subjekt das ihm eigene Maß an Kohärenz, Authentizität, Anerkennung und Handlungsfähigkeit. Weil diese Modi in der Regel aber in einem dynamischen Zusammenhang stehen, weil beispielsweise Authentizität und Anerkennung in Widerstreit geraten können, ist gelungene Identität in den allerseltensten Fällen ein Zustand der Spannungsfreiheit.

BEDINGUNGEN FÜR „OHNE ANGST VERSCHIEDEN SEIN KÖNNEN“

1. Basale ökologische Ressourcen bilden die Voraussetzung für eine souveräne Lebensbewältigung. Sie ermöglichen ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens: *Ein Urvertrauen zum Leben*.
2. Ein offenes Identitätsprojekt bedarf *materieller Ressourcen*: Die klassische soziale Frage steht immer noch auf der Tagesordnung.
3. Als soziale Baumeister/Innen unserer eigenen Lebenswelten und Netze brauchen wir *soziale Ressourcen*.
4. Die "demokratische Frage" stellt sich im Alltag: Benötigt werden *Fähigkeiten zum Aushandeln*, um die gemeinsame Lebensplattform immer wieder zu schaffen.
5. Die objektive Vergrößerung der *individuellen Gestaltungskompetenz* erfordert eine erhöhte Fähigkeit zur "positiven Verunsicherung" und "Ambiguitätstoleranz".

(1) Für die Gewinnung von Lebenssouveränität ist ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens eine Voraussetzung, *ein Urvertrauen zum Leben* und seinen natürlichen Voraussetzungen. Das Gegenbild dazu ist die Demoralisierung, der Verlust der Hoffnung, in der eigenen Lebenswelt etwas sinnvoll gestalten zu können. Die Welt wird als nicht mehr lenkbar erlebt, als ein sich hochtourig bewegendes Rennauto, in dem die Insassen nicht wissen, ob es eine Lenkung besitzt und wie diese zu betätigen wäre. Die gewaltigen ökologischen Bedrohungen tragen sicherlich erheblich zu dem wachsenden Demoralisierungspegel bei, sie setzen fatale Bedingungen für "gelernte Hilf-" und "Hoffnungslosigkeit". Eine psychosoziale

Perspektive, die für sich einen "ganzheitlichen" oder "lebensweltlichen Ansatz" in Anspruch nimmt, muss die basalen ökologischen Lebensbedingungen als zentralen Rahmen für die Entwicklung psychosozialer Ressourcen sehen lernen.

Werte, die aus dieser Perspektive folgen, lassen sich als "*ökologische Moral*" bezeichnen. Die Standortdebatte überlagert gegenwärtig in gefährlicher Weise das Bewusstsein für die ökologischen Gefahren und Notwendigkeiten. Die Umwelt müsste auch für den Standort Deutschland Opfer bringen, kann man im öffentlichen Diskurs vernehmen. Dagegen stehen Projekte wie Agenda 21 und die Formulierung "ökologischer Kinderrechte" zu formulieren.

(2) Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf *materieller Ressourcen*. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand, den auch ein "postmodernes Credo" nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann.

Dieser Punkt ist von besonderer sozialpolitischer Bedeutung. In allen Wohlfahrtsstaaten beginnen starke Kräfte die konsensuellen Grundlagen der Prinzipien der Solidargemeinschaft zu demontieren. Das spricht Zygmunt Bauman in seiner Analyse an: "Der Sozialstaat war darauf ausgerichtet, eine Schicksalsgemeinschaft dadurch zu institutionalisieren, dass seine Regeln für jeden Beteiligten (jeden Bürger) gleichermaßen gelten sollten, so dass die Bedürftigkeit des einen verrechnet würde mit dem Gewinn des anderen". Wie Bauman aufzeigt, gefährdet gegenwärtig der universalisierte Kapitalismus und seine ökonomische Logik pur das Solidarprinzip: "War der Auf-

bau des Sozialstaates der Versuch, im Dienste der moralischen Verantwortung ökonomisches Interesse zu mobilisieren, so dekuviert die Demontage des Sozialstaates das ökonomische Interesse als Instrument zur Befreiung des politischen Kalküls von moralischen Zwängen" (ebd.). Dramatische Worte wählt Bauman für das erkennbare Resultat dieses "Paradigmenwechsels": "Die gnadenlose Pulverisierung der kollektiven Solidarität durch Verbannung kommunaler Leistungen hinter die Grenzen des politischen Prozesses, die massive Freigabe der Preisbindung bei lebenswichtigen Gütern und die politisch geförderte Institutionalisierung individueller Egoismen zum letzten Bollwerk sozialer Rationalität zu haben, ..., (hat) ein veritables 'soziales München' bewirkt" (1993).

Die intensive Suche nach zukunftsfähigen Modellen "*materieller Grundsicherung*" sind von höchster Wertepriorität. Die Koppelung sozialstaatlicher Leistungen an die Erwerbsarbeit erfüllt dieses Kriterium immer weniger.

(3) Wenn wir die sozialen BaumeisterInnen unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie *soziale Ressourcen*. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes, den wir uns selbst schaffen und den wir durch Eigenaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, dass das moderne Subjekt keineswegs ein "Einsiedlerkrebs" geworden ist, sondern im Durchschnitt ein größeres Netz eigeninitiiertes sozialer Beziehungen aufweist, als es seine Vorläufergenerationen hatten: Freundeskreise, Nachbarschaftsaktivitäten, Interessengemeinschaften, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. Es zeigt sich nur zunehmend auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiierten Beziehungsarbeit. Die sozialen Netzwerke von ArbeiterInnen z.B. sind in den Nachkriegsjahrzehnten immer kleiner geworden. Von den engmaschigen und solidarischen Netzwerken der Arbeiterfamilien, wie sie noch in den 50er Jahren in einer Reihe klassischer Studien aufgezeigt wurden und in der Studentenbewegung teilweise romantisch überhöht wurden, ist nicht

mehr viel übrig geblieben. Das "Eremitenklima" ist am ehesten hier zur Realität geworden. Unser "soziales Kapital", die sozialen Ressourcen, sind ganz offensichtlich wesentlich mitbestimmt von unserem Zugang zu "ökonomischem Kapital".

Als Konsequenz für die Formulierung zukunftsfähiger Werte folgt die hohe Priorität für die Förderung von *"Kontexten sozialer Anerkennung"*. Für offene, experimentelle, auf Autonomie zielende Identitätsentwürfe ist die Frage nach sozialen Beziehungsnetzen von allergrößter Bedeutung, in denen Menschen dazu ermutigt werden. Da gerade Menschen aus sozial benachteiligten Schichten nicht nur besonders viele Belastungen zu verarbeiten haben und die dafür erforderlichen Unterstützungsressourcen in ihren Lebenswelten eher unterentwickelt sind, halte ich die gezielte professionelle und sozialstaatliche Förderung der Netzwerkbildung bei diesen Bevölkerungsgruppen für besonders relevant.

(4) Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des "richtigen Lebens", sondern die *Fähigkeit zum Aushandeln* ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer einigen Grundwerten, wenn wir keine Knigge mehr haben, die uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln. Das kann nicht in Gestalt von Kommandosystemen erfolgen, sondern erfordert demokratische Willensbildung im Alltag, in den Familien, in der Schule, Universität, in der Arbeitswelt und in Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Dazu gehört natürlich auch eine gehörige Portion von Konfliktfähigkeit. Die "demokratische Frage" ist durch die Etablierung des Parlamentarismus noch längst nicht abgehakt, sondern muss im Alltag verankert werden.

Wie die Analyse von Taylor gezeigt hat, lebt die demokratische Zivilgesellschaft von *"Partizipationsrechten"*. Gegenwärtig gibt es eine widersprüchliche Entwicklung: Die Wünsche von immer mehr Menschen gehen in Richtung einer Mitbeteiligung bei Angelegenheiten, die sie selbst betreffen. Das ist ein hohes demokratisches Potential. In der Wirtschaft wird es teilweise als produktionsfördernder Faktor genutzt. Volks- und Bürgerbegehren gehen in die gleiche Richtung.

In anderen gesellschaftlichen Bereich setzt man eher auf napoleo- nische Lösungen: Die Stärkung der Führungsebene auf Kosten der Mitbestimmungschancen. Hier gilt es klar zugunsten von Parti- zipationsrechten zu votieren.

(5) Gesellschaftliche Freisetzungprozesse bedeuten einen objekti- ven *Zugewinn individueller Gestaltungskompetenz*, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten. Hier eröffnet sich ein subjektiver und gesellschaftlicher Raum für die Entwicklung jenes "Möglichkeitssinns", den Robert Musil im "Mann ohne Eigen- schaften" entworfen hat. Er ermöglicht den Auszug aus dem "Ge- häuse der Hörigkeit" (Max Weber) und führt uns an den Punkt, den Christa Wolf (1983) in ihrer Frankfurter Vorlesung zur Poetik so treffend formuliert hat: "Freude aus Verunsicherung ziehen". Aber sie verknüpft dieses positive Ziel gleich mit der skeptischen Frage: "wer hat uns das je beigebracht?" (1983). Als hätte sie hellseherisch die Situation in der DDR im Frühjahr 1990 beschrieben! Aber so verschieden sind vermutlich auch wir Bürger in der BRD nicht, als dass diese Frage nicht auch für uns gelten würde. Die *psychische Voraussetzung für eine positive Verunsicherung ist "Ambiguitätsto- leranz"*. Sie meint die Fähigkeit, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie nicht nach einem "Alles- oder-nichts"-Prinzip als nur gut oder nur böse zu beurteilen. Es geht also um die Überwindung des "Eindeutigkeitszwanges" und die Er- möglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzenden instrumentellen Logik unzugänglich sind. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage nach Therapiezielen wichtig. In einem Aufsatz unter dem Titel "Positive Verunsicherung" schreibt der amerikanische Psychologe Gelatt:

"Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersagbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmaß, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Ver- gangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor (Gelatt 1989, S. 252).

"Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die *positive Unsicherheit* genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren, und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Die neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit" (1989, S. 252).

Solche Strategien fasse ich unter der Wertepriorität "*Förderung des Möglichkeitssinns*" zusammen. Das Hinausdenken und -fühlen über die Grenzen des geltenden Realitätsprinzips wird immer wichtiger. Hierzu lassen sich in der psychosozialen Arbeit vielfältige Kompetenzen einsetzen (von Zukunftswerkstätten bis kunsttherapeutische Projekten tut sich ein breites Spektrum auf).

Was aber ist unter dem *Möglichkeitssinn* zu verstehen. Fragen wir Robert Musil (1967), der diesen Begriff in seinem monumentalen Roman "Der Mann ohne Eigenschaften" entwickelt hat. Dort heißt es:

"Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben"

"Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muss geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müsste geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn als die Fähigkeit definieren, alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist" (S. 16).

Unsere alltägliche Lebensführung wird vom Realitätsprinzip bestimmt. Oft führt es zu einem fatalen Realismus, der sich eine andere Welt als die, in der er sich eingerichtet hat, nicht mehr vorstellen kann. Aber in einer Welt, die kein berechenbares Maß besitzt, die zukunfts offen und ambivalent ist, ist dieser Gegenwartsrealismus fragwürdig. Und es kommt zunehmend auf die "menschliche Fähigkeit zu 'utopischen' Träumen" an (Berger 1994, S. 123). Vielleicht

gerade und im besonderen in einer Zeit, in der die Budgets so schwer gebeutelt sind!

LITERATUR

- Antonovsky A. (1987). Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass (dt.: (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Bauman, Z. (1993). Wir sind wie Landstreicher. Die Moral im Zitalter der Beliebigkeit. Süddeutsche Zeitung vom 16./17. November 1993.
- Bauman, Z. (1995). Zeit des Recycling: Das Vermeiden des Festgelegt-Seins. Fitneß als Ziel. In Psychologie und Gesellschaftskritik, Heft 74/75, Vol. 19, S. 7 - 24.
- Bauman, Z. (1997). Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu post-modernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (1999a). Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (1999b). In search of politics. Stanford: Stanford California Press.
- Berger, P.L. (1994). Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit. Frankfurt: Campus.
- Bergmann, W. (1995). Keine Ahnung, was los ist mit Roland. Wenn Erwachsene nichts begreifen oder Vom Versickern der Kommunikation in einer computergesteuerten Welt. In Süddeutsche Zeitung vom 14./15. Januar 1995, S. V.
- Bonhoeffer, D. (1952). Widerstand und Ergebung. München: C.Kaiser.
- Bosshart, D. (1995). Die Neuerfindung des Menschen. In: TopTrends. Die wichtigsten Trends für die nächsten Jahre. (S. 139 - 165). Düsseldorf: Metropolitan Verlag.
- Castells, M. (1991). Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M.Wentz (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus, S. 137 - 147.
- Castells, M. (1996). The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- Castells, M. (1997). The power of identity. Vol. II von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- Castells, M. (1998). End of millenium. Vol. III von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- Dahrendorf, R. (1979). Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Elias, N. (1976). Über den Prozess der Zivilisation. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ernst, H. (1996). Psychotrends. Das Ich im 21. Jahrhundert. München: Piper.
- Erikson, E.H. (1964). Einsicht und Verantwortung. Stuttgart: Klett.
- Erikson, E.H. (1966). Identität und Lebenszyklus. Frankfurt: Suhrkamp 1966.
- Fend, H. (1988). Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp 1988.
- Flusser, V. (1994). Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung. Schriften Band 3. Bensheim/Düsseldorf: Bollmann.
- Freud, S. (1930). Das Unbehagen in der Kultur. Wien: Psychoanalytischer Verlag.

- Gelatt H.B. (1989). Positive uncertainty: A new decision-making framework for counseling. *Journal of Counseling Psychology*, 36, S. 252 - 256.
- Gellner, Ernest: Conditions of liberty: Civil society and its rivals. London: Penguin Press 1996.
- Gergen, K.J. (2000). The self: death by technology. In: D.Fee (Ed.): Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience. London: Sage, S. 100 - 115.
- Gerken, G. (1994). Die fraktale Marke. Eine neue Intelligenz der Werbung. Düsseldorf: Econ.
- Giddens, A. (1995). Konsequenzen der Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1997). Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1998). Die postnationale Konstellation. Frankfurt: Suhrkamp.
- Heller, A. (1989). The contingent person and the existential choice. *The Philosophical Forum*, S. 53 - 69.
- Keupp, H. (1997). Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: DGVT.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W. et al. (1999). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, H. & Höfer, R. (Eds.) (1997). Identitätsarbeit heute. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kraus, W. (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Lübbe, H. (1995). Erfahrungen von Orientierungskrisen in modernen Gesellschaften. In W.Weidelfeld & D.Rumberg (Hg.), Orientierungsverlust - Zur Bindungskrise der modernen Gesellschaft (S. 13 - 30). Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Luther, H. (1992). Religion und Alltag. Bausteine zu einer praktischen Theorie des Subjekts. Stuttgart: Radius.
- Lutz, B. (1984). Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt: Campus.
- Montaigne, M. de (1998). Essais. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stillet. Frankfurt a.M.: Eichborn.
- Musil, R. (1967). Der Mann ohne Eigenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Rheingold, H. (1994). Virtuelle Gemeinschaft. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers. Reading, Mass.: Addison-Wesley.
- Riesman, D. (1958). Die einsame Masse. Reinbek: Rowohlt.
- Rittmeister, J.F. (1936). Die psychotherapeutische Aufgabe und der neue Humanismus. *Psychiatrische en Neurologische Bladen Nr. 5*, 1936, S. 777 - 796. Nachdruck in: *Psyche*, 22, 1968, S. 934 - 953.
- Sennett, R. (1996a). Etwas ist faul in der Stadt. Wenn die Arbeitswelt bröckelt, wird die Lebenswelt kostbar: Perspektiven einer zukünftigen Urbanität. DIE ZEIT Nr. 5 vom 26.01.1996, S. 47/48.
- Sennett, R. (1996b). The uses of disorder. Personal identity and city life. London: Faber & Faber.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag (engl.: "The corrosion of character". New York: W.W. Norton 1998).
- Weber, M. (1963). Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: J.C.B.Mohr.